

DAS WEISSE HORN



35 Pf.

I. JEFREMOW

**DAS WEISSE HORN
UND
AM SEE DER BERG-
GEISTER**

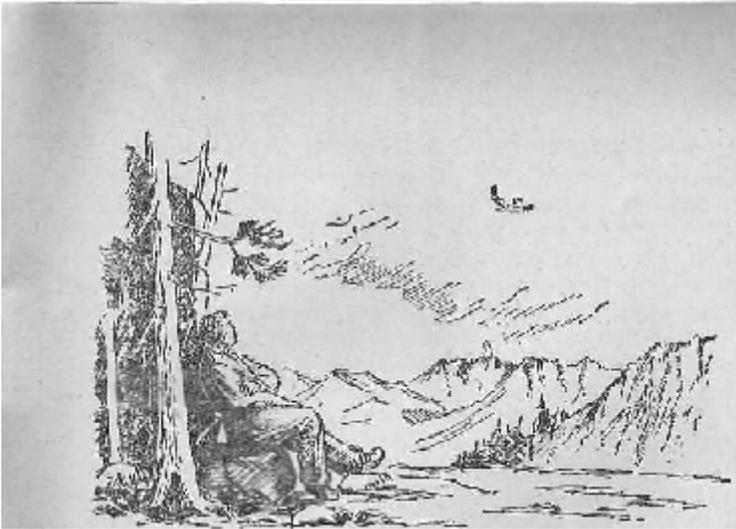
VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT BERLIN
19 55



Russische Originallitel:
EEJIHft POr Deutsch von Karel Hemzal
O3EPO TOPHblX ßYXO Deutsch von Irene Müller

2. Auflage

Veröffentlicht 1955 im Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin
Alle Rechte vorbehalten Lizenz-Nr 3. Einband und Textillustratio-
nen: K. Salzbrunn. Satz und Druck: (in/9/1) (36) Tägliche Rund-
schau, Berlin W8 283,130/55



Das Weiße Horn

An dem wolkenlosen, glühendheißen Himmel kreiste träge ein Lämmergeier. Plötzlich stieg er ohne jede Anstrengung noch höher empor, wobei er fast in der gleißenden Bläue verschwand, verharrte regungslos in großer Höhe und stürzte sich dann einige hundert Meter tief hinab. Ussolzew hatte neidvoll seinen Flug beobachtet. Als der Geier in die Tiefe stürzte, erschauerte er unwillkürlich. Er kannte die ungeheure Sehschärfe dieser Vögel. Der Geier hatte Aas erspäht.

Der eben erlebte tödliche Schrecken war in Ussolzew noch lebendig. Sein Verstand hatte sich zwar beruhigt, aber jeder Muskel, jeder Nerv zitterte noch nach der überstandenen Gefahr. Derselbe Geier würde jetzt auf seinem Leichnam sitzen und mit dem krummen Schnabel seinen zerschlagenen Körper aufreißen...

Das mit Felstrümmern übersäte wüste Tal glühte wie ein Backofen. Kein Wasser, kein Baum, kein Gras – nur

Steine. Klein und scharf am Talboden, ragten sie dann jäh in gewaltigen Massen in die Höhe. Unbarmherzig brannte die Sonne auf die zerklüfteten Felsen. Ussolzew erhob sich von dem Stein, auf dem er gesessen hatte, und ging – ein widerliches Schwächegefühl in den Knien – über das Geröll, das unter seinen Füßen knirschte. Nicht weit von ihm, im Schatten eines steilen Felsens, stand sein Pferd. Der rotbraune kaschgarische Paßgänger spitzte die Ohren und begrüßte seinen Herrn mit leisem, kurzem Wiehern. Ussolzew löste die Zügel, klopfte dem Pferd zärtlich den Hals und stieg in den Sattel. Bald öffnete sich das Tal vor ihm, die ebene Terrasse des Vorgebirges stürzte plötzlich kilometerbreit steil in die endlose, dunstige Steppe hinab, über der die heiße Luft flimmerte. Weit hinter dem graugelben Streifen des Horizonts lag das Tal des Ili. Der große, reißende Fluß brachte sein kaffeebraunes Wasser aus China zu dem Gestrüpp stacheliger Dshidda und blühender Iris. Hier, in diesem Stepgenreich, gab es kein Wasser. Der trockene heiße Wind raschelte in den harten Halmen des Tshi (*eine hohe, in Büscheln wachsende Grasart*).

Ussolzew hielt sein Pferd an, erhob sich in den Steigbügeln und blickte zurück. Am Ende der ebenen Terrasse ragte eine steile braungraue Wand empor, die von einigen Karen durchschnitten war, wodurch ihr Kamm in ungleichmäßige; scharfe Zacken geteilt wurde. In der Mitte erhob sich, wie der Hauptturm einer Festungsmauer, ein einzelner steiler Berg, der seine zerklüftete Brust den glühendheißen Steppenwinden entgegenhielt. Auf seinem Gipfel thronte eine blendendweiße, leicht gebogene Zacke, die sich scharf gegen das dunkle Gestein abhob. Dieser Berg war bedeutend höher als die andern, und sein

spitzer weißer Gipfel glich einem riesigen, hoch erhobenen Horn.

Ussolzew blickte, von Scham gequält, lange auf den unbesteigbaren Felsen. Er, der Geologe und Forscher, war zitternd vor Furcht in dem Augenblick zurückgewichen, als er sich schon dem Ziel genähert hatte. Und von ihm sagte man, daß er ein unermüdlicher, hartnäckiger Erforscher des Tien-schan wäre. Wie gut, daß er allein und ohne Gehilfen aufgebrochen war. Niemand war Zeuge seiner Furcht gewesen. Unwillkürlich schaute er um sich, aber die glühende Weite war menschenleer – nur heftige Windstöße wehten über die Steppe, und lilafarbener Höhenrauch hing unbeweglich über der sich nach Osten ziehenden Bergkette. Das Pferd stampfte ungeduldig mit den Hufen. „Ja, Brauner, es ist Zeit, nach Hause zu gehen“, sagte der Geologe leise, und als hätte es seinen Herrn verstanden, streckte das Tier seinen Hals und lief den Abhang entlang. Die kleinen Hufe hallten auf dem harten Erdboden wider. Von dem steilen Abhang aus sah Ussolzew auf den Lagerplatz seiner Gruppe. Am Ufer eines kleinen Baches, unter dem ungenügenden Schutz der silbrigen feinen Zweige eines Dshidda-Gestrüpps, waren zwei Zelte aufgeschlagen, und eine kaum sichtbare Rauchsäule stieg in die Luft. Etwas weiter, schon am Rande der Steppe, stand ein dicker Karagatsch, der schwer an der Last seines dichten Laubes trug. Unter ihm war noch ein hohes Zelt zu sehen, bei dessen Anblick sich der Geologe traurig abwandte.

„Sind die Jungs noch nicht zurück, Arslan?“ fragte Ussolzew. Der ältere Arbeiter, ein Uigure, der gerade Pilaw in einem großen Kessel rührte, lief zum Pferd. „Ich werde es selber absatteln, sonst brennt dir noch dein Pilaw

an!... Danke, ich möchte jetzt nicht essen, es ist zu heiß.“

Die schmalen, dunklen Augen des Uiguren blickten Ussolzew forschend an. „Wieder auf Ak-Mjungus gewesen?“

„Nein...“ Ussolzew errötete leicht. „Nur in dieser Richtung, aber ich bin vorbeigeritten.“

„Die Alten sagen, auf Ak-Mjungus nicht einmal sitzt Adler. Er scharf wie ein Schemschir,“ fuhr der Uigure fort. Ussolzew antwortete nicht, er entkleidete sich und ging zum Bach.

Das erfrischende, klare Wasser brach sich an den scharfen Steinen und sah von weitem wie ein Streifen weißen, zerknüllten Samtes aus. Das helle Geplätscher war ein Genuß nach den toten, zerklüfteten Tälern und dem Heulen des Windes.

Erfrischt durch das Bad, legte sich Ussolzew in den Schatten eines Schutzdaches, begann zu rauchen und verfiel in dumpfes Grübeln. Das Bewußtsein seiner Niederlage verleidete ihm die Ruhe. Sein Glaube an sich selbst war erschüttert. Er versuchte, sein Gewissen damit zu beruhigen, daß das Weiße Hörn allgemein als unbesteigbar galt, aber es gelang ihm nicht.

Entgegen einem längst gefaßten Entschluß erhob er sich und ging langsam zu dem hohen Zelt unter dem Karatsch. Wera Borissowna wohnte dort. Sie leitete eine Schürfgruppe, die das ganze Vermessungsgelände nach Erzvorkommen erforschte.

Neben dem Zelt saß auf einer Kiste ein molliges Mädchen mit einer runden Brille auf der Nase und nähte. Sie begrüßte Ussolzew freundlich.

„Ist Wera Borissowna im Zelt?“ fragte der Geologe. „Ja, sie liest schon den ganzen Tag.“

„Treten Sie ein, Oleg Sergejewitsch“, rief eine weiche, ein wenig spöttisch klingende Stimme aus dem Zelt. „Ich habe Sie schon am Schritt erkannt.“

„Am Schritt?“ fragte Ussolzew ungläubig und schlug den Vorhang des Zeltes zurück. „Was haben Sie Besonderes an ihm gefunden?“

„Er ist genauso schwerfällig wie Sie!“

Ussolzew fuhr auf, beherrschte sich aber und blickte vorsichtig in die strengen grauen Augen Wera Borissownas. „Ist etwas geschehen?“

„Nichts ist geschehen“, erwiderte Ussolzew schnell. „Sie fahren doch bald weg, und ich kam, um mich von Ihnen zu verabschieden.“

„Ich hatte heute einen faulen Tag. Meine Kollegen sind nach Podgorny zur Post gefahren. Die Verwaltung hat uns schon vorige Woche telegraphiert, daß unsere Marschroute geändert wurde. Sie sollten jetzt eine genaue Anweisung schicken. Die Arbeit hier ist beendet, und wir stehen vor dem Abflug.“

Aber schauen Sie hier, was ich mit der Post bekam: ein ausgezeichnetes Buch – ich habe schon den ganzen Tag darin gelesen. Morgen ist auch Ruhetag, und dann geht’s in neues Gelände, wahrscheinlich zum Kegen. Schade, daß wir hier keinen Erfolg hatten. Wir haben nur einige Kassiteritkristalle gefunden, das war alles. Und die Vorkommen, die irgendwann einmal auf den Bergen lagen, sind längst zerstört und abgetragen.“

„Ja, wenn wenigstens die höheren Gipfel unversehrt geblieben wären“, pflichtete ihr Ussolzew bei. „Nur das Weiße Horn“, seufzte Wera Borissowna. „Aber das ist ja unbesteigbar, und vom Gipfel fällt nichts herunter. Es muß ein sehr hartes Gestein sein. Ich rate Ihnen, ein Ge-

schütz anzufordern, um ein Stück von dem Horn abzuschließen, sonst ist es schlecht um Ihre Sache bestellt, und das Geheimnis bleibt ungelöst.“

Ussolzew streckte die Hand nach dem Buch aus, das auf dem Koffer lag.

„Die Besteigung des Mount Everest. Damit also haben Sie sich den ganzen Tag beschäftigt?“

„Ein wundervolles Buch! In seinen Seiten liegt der Abglanz des ewigen Schnees der Himalajagipfel. Mich nahm – wie soll ich es Ihnen sagen? –, mich nahm nicht der Angriff auf den Gipfel selbst gefangen, sondern die allmähliche innere Bezwingung, die jeder Bergsteiger durchgemacht hat. Verstehen Sie? Der Kampf des Menschen, über sich selbst hinauszuwachsen!“

„Ich verstehe, was Sie meinen“, antwortete Ussolzew. „Die Forscher haben aber den Gipfel des Riesen doch nicht erreicht?“

Die Augen Wera Borissownas verdunkelten sich, „Ja, von ihrem Standpunkt aus war es eine Niederlage; sie schreiben es auch selbst.“

Wera Borissowna nahm das Buch aus Ussolzews Händen und las: „... Es gibt keine Entschuldigung für uns. Wir sind geschlagen worden in diesem ehrlichen Kampf. Besiegt durch die Höhe des Berges und die dünne Luft!... Aber ist das vielleicht wenig, sich ein hohes, unvorstellbar schweres Ziel zu wählen und sich dann ganz für die Erreichung dieses Zieles einzusetzen? Ich stelle mir den Giganten so klar vor. Ein verhängnisvoller, kahler, felsiger Berg. Auf diesem unzugänglichen Gipfel wehen furchtbare Stürme, selbst der Schnee kann sich dort nicht halten. Ringsum furchtbare Schluchten. Gletscher krachen und bersten, Lawinen stürzen zu Tal. Und

die Menschen klettern hartnäckig weiter... Wenn wir uns doch öfter solche Ziele setzen könnten wie die Eroberung des Mount Everest.“ Ussolzew hatte schweigend zugehört.

„Aber nur wenige sind zu solchen Taten fähig“, sagte er dann. „Einen Mount Everest gibt es ja schließlich auch nur einmal auf der Welt.“

„Das ist nicht wahr! Das ist einfach nicht wahr! Jeder kann seinen Mount Everest haben. Muß ich Ihnen denn mit Beispielen aus unserem Leben kommen? Und der Krieg – hat er etwa keine Helden hervorgebracht, die über sich selbst hinauswachsen?“

„Aber das ist auch ein richtiger Mount Everest, der für alle seine Gültigkeit hat“, widersprach Ussolzew, „In der Wahl aber seines eigenen Mount Everest kann man sich irren!“

„Das haben Sie gut gesagt!“ rief Wera Borissowna und blickte Ussolzew spöttisch an. „Wirklich, stellen Sie sich vor: Sie spannen alle Kräfte für ihren Mount Everest an, und dann stellt sich heraus, daß es nur ein kleiner Berg war – ungefähr von der Größe, wie sie hierzulande sind. Welch trauriges Ende!“

„Von der Größe wie hierzulande?“ fuhr Ussolzew auf, und im selben Augenblick erinnerte er sich mit erschütternder Deutlichkeit, wie er noch vor wenigen Stunden an einem steilen, bröckligen Abhang geklebt hatte, von dem sich kleine, scharfkantige Steine lösten. Er suchte einen Halt und preßte seinen ganzen Leib an die Steilwand. Er fühlte, daß ihm bei der geringsten Bewegung nach unten oder nach oben der unvermeidliche Absturz von der hundert Meter hohen Steilwand drohte. Wie langsam verging die Zeit, bevor er seinen ganzen Willen zusammenraffte

und beschloß, sich mit einem Ruck auf die Seite zu werfen. Er rutschte, drehte sich und hing dann, mit den Fingern festgekrallt, in einem Felsspalt. Ein einsamer, schweigender Kampf mit der tödlichen Gefahr.

Ussolzew wischte sich den Schweiß von der Stirn und ging, ohne sich zu verabschieden, fort.

Vier Köpfe neigten sich über die mit Steinen beschwerte Landkarte. Der Finger des Arbeitsleiters glitt über das Papier.

„Heute sind wir endlich bis zur nordöstlichen Grenze des Planquadrats gekommen. Hier ist das Tal, Oleg Sergejewitsch. Dort ist ebenfalls eine Erdverschiebung, an deren Stirnseite sich alte Diorite befinden. Mit der Erforschung dieser Gesteinsschicht ist unsere Arbeit hier getan.“ Der Arbeitsleiter band die Säckchen auf und beeilte sich, noch bevor es dunkel wurde, die Steinproben zu zeigen. Ussolzew betrachtete die von ihm genauestens studierte Karte. Aus den Windungen der Isohypse, den Pfeilen, den farbigen Stellen der Gesteinsablagerungen erstand vor dem Geologen die Geschichte des ihn umgebenden Geländes, Vor gar nicht allzu langer Zeit – was sind schon eine Million Jahre nach geologischen Begriffen! – wurde das flache Hochplateau von gigantischen Spalten zerrissen, so daß längs derselben große Teile der Erdrinde in Bewegung kamen, sich senkten oder hoben. Im Norden bildete sich eine Bruchstelle, an der sich jetzt die weite Steppe ausbreitet und durch die der Ili-Fluß strömt. Im Süden – wo sich ihr Lagerplatz befand – erhebt sich ein Gebirgsmassiv, das wie eine riesenhafte Treppe aussieht. Die höchsten Stufen hatten Sonne, Wind und Regen zerstört und eine chaotische Anhäufung von Bergspitzen gebildet. Die oberen Schichten der Felsen

waren abgetragen. Sie waren zerfallen und lagen als loser Sand oder Lehm auf dem Grund einer seichten Talmulde. Aber die erste Abstufung mußte unter einer Decke von Alluvialschichten jenes Gestein enthalten, das von den Bergen verschwunden war. Man hätte die oberen Erdschichten der Stufe durch einen Schürf oder einen Schacht durchstoßen können, da sie nicht stärker als dreißig Meter waren.

Um aber eine derartig kostspielige Arbeit zu beginnen, müßte man zumindest annähernd wissen, was die verschwundene Oberschicht der Berge enthielt. Antwort auf diese Frage konnte nur das Weiße Hörn geben. Auf seinem unbesteigbaren Gipfel hatte sich diese Oberschicht erhalten. Die Grenze zwischen dem dunklen metamorphen Gestein und der rätselhaften weißen Schicht war deutlich zu erkennen. Aber der Berg war wie verzaubert. Soviel Ussolzew auch in dem Geröll am Fuß des Berges suchen mochte, er fand kein Stückchen, das vom Weißen Horn abgebröckelt war. Es mußte ein hartes, unzerstörbares Gestein sein, aus dem das Weiße Horn bestand. Aber zwei große Kassiteritkristalle hatte er dort gefunden. Nur auf diesem Gipfel lag der Schlüssel zu den Erzschatzen, die vielleicht hier unter der Steppe begraben waren.

Zinn! Wie notwendig braucht es das Land! Der Geologe war sich dessen voll bewußt. Was die anderen nicht geschafft hatten, ihm mußte es gelingen. Sie hatten von der Bedeutung dieser möglichen Entdeckung nichts gewußt. Die Gehilfen Ussolzews schliefen, durch die Arbeit des Tages ermüdet, schnell ein. Die reine, kalte Luft sank auf die warme Erde, und in grünen Kaskaden floß das Mondlicht über die dunklen Schluchten.

Ussolzew lag etwas weiter weg von den Zelten, wandte

seine brennenden Wangen dem Wind zu und versuchte einzuschlafen. Er durchlebte noch einmal den erfolglosen Versuch, das Weiße Horn zu besteigen. Er hielt seine Rettung vor dem unvermeidlichen Absturz für ein Wunder und wußte gleichzeitig, daß er es wieder versuchen würde; sobald der Morgen graut, beschloß er. Aber vorher muß ich mir noch Sicherungshaken für den Aufstieg besorgen. Er erhob sich, ging vorsichtig zwischen den Spannseilen der Zelte zu der Kiste mit der Ausrüstung und begann in ihr herumzuwühlen, wobei er jedes Geräusch sorglich vermied. Von dem weiter entfernten Zelt hörte man leises Singen Ussolzew lauschte und erkannte Wera Borissownas Stimme. „Erfährst du, mein Fürst, der Sehnsucht großes Leid und meine tiefe Trauer...“, klang es leise über die vom bleichen Mondlicht übergossene Steppe.

Ussolzew klappte den Deckel zu und kehrte an seinen Platz zurück. Nein, ich werde noch ein Weilchen warten, bis sie abfährt. Wenn ich abstürze, wird sie – weiß Gott – noch glauben, daß ich ihretwegen hinaufgekrochen bin, zumal wir vor ein paar Tagen noch dieses Gespräch über den Mount Everest hatten. Ein schöner Mount Everest von dreihundert Meter Höhe!

„Wohin fahren wir heute, Oleg Sergejewitsch?“ fragte der Arbeitsleiter am nächsten Tag

„Nirgendshin. Das Planquadrat haben wir untersucht. Ich gebe Ihnen zwei Tage Zeit, um Ihre Geländevermessungen und Kollektionen in Ordnung zu bringen, dann fahren Sie nach Kirgis-Sai und holen das Fahrzeug.“

„Wir kommen also näher zur Grenze?“

„Ja, nach Takyr-Atschinocho.“

„Das ist gut, da gibt's schöne Stellen. Die Berge sind

höher, und auch Gehölz ist da. Dort ist es anders als hier in dieser Höhle. Und Sie? Werden Sie sich heute ausruhen?“

„Nein, ich werde an der Bruchstelle entlangreiten.“

„Zum Ak-Mjungus?“

„Nein, etwas weiter,“

„Wissen Sie, ich vergaß Ihnen etwas zu sagen. Als ich in Ak-Tam war, erzählte mir der Chef einer Grenzabteilung, daß Bergsteiger versucht hätten, den Ak-Mjungus zu besteigen. Sie kamen aus Alma-Ata hierher...“

„Na und?“ unterbrach ihn Ussolzew ungeduldig. „Es kam nichts dabei heraus Sie haben festgestellt, daß das Weiße Horn absolut unbesteigbar ist.“ Eine leichte Staubwolke zog hinter dem Braunen her; Ussolzew ritt fort, um seinen unbesiegbaren Gegner zu studieren. Über ihm ragte das Weiße Hörn in seiner ganzen gewaltigen Größe wie ein furchtbarer Stier, der den anstürmenden Wellen des steinernen Meeres zu entrinnen versucht.

Der Wind wehte ganze Haufen stachliger Gewächse an den Fuß des Berges. Die Stirnwand des Felsens glänzte wie polierter Stein. Festgefügte Platten aus dunkelgrauem und schokoladenfarbenem Schiefergestein, die mit feinen Quarzadern durchzogen waren, bildeten die dünnschichtige Oberfläche der Steilwand. Wie sehr Ussolzew auch seine Phantasie anstrengte, er hatte nicht die geringste Hoffnung, an dieser Seite hochzukommen. Keine fünfzig Meter konnte man dem Ak-Mjungus an dieser Stelle abringen. Der östliche Ausläufer des Berges war ein messerscharfer Grat mit tiefen Scharten.

Nein – den einzigen Weg gab es auf der südwestlichen Seite, aus dem Tal, welches das Weiße Horn von den anderen Berggipfeln trennte, an der Stelle, wo es Ussol-

zew gelungen war, fast hundert Meter hochzuklettern, also ein Drittel des furchtbaren Berges zu besteigen. Bis zum Gipfel waren es noch zweihundert Meter, und jedes von ihnen war unbezwingbar.

Ussolzew legte den Kopf in den Nacken und betrachtete die Felsgrate. Wenn man eine Spezialausrüstung, Haken, Seile und erfahrene Kameraden hätte... Aber woher all das nehmen! Sogar Bergsteiger lehnten die Besteigung des Weißen Horns ab.

Ussolzew wandte sein Pferd und ritt um den Ak-Mjungus herum, zum Ausläufer des trockenen Tales. Mount Everest, Makalu und Kangtshensonga, das sind die höchsten Spitzen des Himalaja, dachte er. Was ist der Himalaja? Der leuchtend blaue Chan-Tengri und die diamantenen Zacken des Sarydshas schienen ihm ganz nahe zu sein. Herrlich waren die drohenden Schneegipfel. Und hier? Niedrige, düstere Berge, ein trüber, von der Hitze lilafarbener Himmel, nichts als Staub und der flimmernde Steppendunst... Nein, man soll nicht übertreiben! Auch diese windige, glühende Weite ist schön, und diese Bergtrümmer haben ihren eigenen Zauber. Da war die Säule einer Pegmatitader, die ihn an zartes Fleisch erinnerte. Sie durchzog die dunkle Masse des Schiefergesteins. An den Vorsprüngen dieser Säule gelangte er damals auf die schräg gegenüberliegende zweite Ader. Aber weiter gab es keinen Weg. Er hatte versucht, an dem steilen Abhang weiterzukriechen, und sich dabei wie ein Wurm gewunden. Der Abhang war mit feinem Geröll bedeckt, das unter seinen Füßen immer wieder nachgab und nicht die geringste Stütze bot. Hier wäre beinahe die Katastrophe eingetreten...

Ussolzew sprang aus dem Sattel und stieg den gegenü-

berliegenden Hang hoch.

Nein, daraus wird nichts. Um diesen Steilhang kommt er nicht herum. Wenn man den nordwestlichen Grat überwand, könnte man über den glatten Abhang bis zum Weißen Hörn gelangen. Aber wie sollte man sich auf dem Grat halten? Wer wird ein Seil von der Spitze des Berges herunterlassen? Ussolzew folgte mit dem Blick dem imaginären Seil und bemerkte plötzlich am Fuße der weißen Zacke ein kleines Plateau, vielmehr einen Vorsprung der unteren schwarzen Gesteinsschicht, der an die senkrechte weiße Wand grenzte. Das kaum zwei Meter breite Plateau fiel zur Wand des Horns ab und war deshalb von unten her kaum zu sehen.

Seltsam, daß ich dieses Plateau früher nicht bemerkt habe! Wenn ich bis dorthin gelange, habe ich das Horn besiegt. Ussolzew wurde müde vom Stehen, setzte sich auf einen bequemen Vorsprung und ließ den Berg nicht aus den Augen.

„Was für ein kühler Abend!“

Der Arbeitsleiter streckte sich auf einer Filzdecke aus und wartete auf den Tee.

„So sein bei Vollmond“, sagte Arslan, „dann wehen fünf Tage starker Wind von dort.“ Der Uigure wies mit der Hand in die Richtung des Ili-Flusses, „Dann ganz kalt.“

„Wir werden uns vor der Abfahrt noch etwas von der Hitze erholen, nicht wahr, Oleg Sergejewitsch?“ Ussolzew nickte schweigend.

„Was ist aus Genosse Chef geworden? Sitzt, schweigt. Warum früher anders gewesen?“

Der Uigure lachte verhalten. Aber seine Augen blieben ernst.

„Ich verstehe: Chef liebt Ak-Mjungus. Bald fahren nach Atschinocho, sobald fertig! Frau ist besser – kann man mitnehmen. Ak-Mjungus kann man nicht!“ Die Jungen begannen zu lachen. Auch Ussolzew lächelte unwillkürlich. Ermutigt durch den Erfolg seines Scherzes, fuhr Arslan fort:

„Bei uns alte Legende ist, wie ein Batur bestieg Ak-Mjungus.“

„Warum hast du das nicht früher gesagt? Erzähle, Arslan!“ rief der Arbeitsleiter. „Erst Tee machen, dann erzählen“, antwortete Arslan,

Der alte Uigure stellte den Teekessel hin, brachte Fialen (*flache Porzellanschalen*) und Fladen, setzte sich mit gekreuzten Beinen hin, schlürfte Tee und begann seine Erzählung.

Obwohl der Uigure nur gebrochen russisch sprach, hörte Ussolzew mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Arslans Phantasie umgab die Legende mit glühenden Farben. So lebte sie wahrscheinlich auch bei den poetischen Einwohnern des Siebenstromlandes fort.

Erstaunlich war für Ussolzew, daß sich, nach den Worten des Uiguren, dies alles vor nicht allzu langer Zeit, vor ungefähr dreihundert Jahren ereignet hatte. Er konnte keine Ruhe finden und dachte immerzu an die Legende:

Über dieses ganze Gebiet herrschte einst ein mächtiger und tapferer Khan. Sein Nomadenstamm besaß viele Herden, die er ständig durch zahlreiche Überfälle auf die Nachbarstämme vergrößerte. Einst zog der Khan mit einer großen Schar auf eine weite Reise und kam bis nach Talas. Unweit von den alten Mauern Sadyr-Kurgans stieß er auf eine Horde grausamer Dshete (*räuberische Nomadenstämme*). Ein blutiger Kampf entbrannte. Die

Dshete wurden geschlagen und flüchteten. Der Khan machte reiche Beute. Am meisten erfreute ihn eine gefangene Frau von ungewöhnlicher Schönheit, die Geliebte des besiegten Anführers. Sie war von den Dsheten im Fergana-Tal geraubt worden, als sie sich aus einem fernen Lande auf dem Wege zu ihrem Vater befand, der am Hofe des mächtigen Gebieters von Kokand diente. Sie bezauberte und entflammte die Herzen der Männer. Der Khan brachte seine Gefangene in die heimatlichen Berge, und hier wurde sie seine Lieblingsfrau. Die Sänger, die sich der Gunst des Khans erfreuten, dichteten Lieder, in denen sie ihre Schönheit und ihre Liebe zum Khan besangen. Es vergingen zwei Jahre. Der Schnee lag schon hoch auf den Bergabhängen, als der Khan sein Lager am Rande der grünen Matten des Karkarin-Tales aufschlug.

Die Herrscher der befreundeten Nachbarstämme trafen sich bei ihm zu einem Festmahl. Die Zahl der Zelte im Tal vergrößerte sich von Tag zu Tag.

Völlig unerwartet für den Khan traf auch ein fremder Krieger ein. Er kam nicht auf einem Pferd, sondern auf einem riesigen weißen Kamel mit kurzem, seidenweichem Fell. Seltsam war die Kleidung des Kriegers. Sein Antlitz war von einem schwarzen Tuch verhüllt, auf dem Kopf trug er einen flachen, vergoldeten Helm mit einem Pfeil. Sein weiter Kettenpanzer fiel fast bis zu den Knien hinab. Ein Schwert, zwei Dolche, ein kleiner runder Schild und eine große Axt mit langem Griff waren seine Waffen. Der Fremdling verlangte, zum Khan geführt zu werden. Ungeduldig legte er seine Waffen auf eine weiße Filzdecke, enthüllte sein Gesicht und verneigte sich ehrerbietig, aber stolz vor dem Herrscher.

Sein strenges Antlitz trug die Spuren des langen schwe-

ren Lebensweges eines Tapferen, der zu gemeinen Handlungen nicht fähig ist. Unwillkürlich erfreute sich der Khan an dem Anblick des Fremden. Als dieser zu sprechen begann, konnten alle seine Sprache verstehen.

„Großer Khan!“ sagte der Fremdling. „Ich kam zu dir aus einem fernen, heißen Land, wo die furchtbaren Flammen der Sonne die tote Wüste an den Ufern des heißen Roten Meers erglühen lassen. Schwer war mein Suchen. Ein ganzes Jahr lang irrte ich durch die Berge und Täler zwischen Kokand und dem blauen Issyk-Kul, bis mich Gerüchte und Erzählungen zu dir führten. Sage mir, befindet sich bei dir ein Weib, von dir Seidjusch genannt, die du den Dsheten von Talas abgenommen hast?“

Der Khan nickte bejahend, und der Krieger fuhr fort: „Dieses Weib, Khan, ist meine mir versprochene Braut, und ich habe geschworen, daß keine Kraft des Himmels und der Hölle mich von ihr zu trennen vermag. Drei Jahre kämpfte ich an der Grenze Indiens und in der schrecklichen Wüste Tar. Als ich zurückkehrte, erfuhr ich, daß sie die Verwandten, ohne auf mich zu warten, zu ihrem Vater geschickt hatten. Aufs neue ging ich auf eine weite und gefährliche Reise, kämpfte und kam vor Durst und Hunger fast um. Ich habe viele fremde Länder durchzogen, und jetzt stehe ich vor dir.

Schnell läuft der Fluß der Zeit über die Steine des Lebens. Ich bin nicht mehr jung, doch meine Liebe zu ihr ist nach wie vor unendlich groß. Sage, o Khan, habe ich sie mir durch diesen schweren Weg nicht verdient? Gib sie mir zurück, mächtiger Herrscher. Ich weiß, es kann nicht anders sein: Auch sie hat lange und treu auf mich gewartet!“ Ein leichtes Lächeln flog über das finstere Antlitz

des Khans, als er sagte:

„Edler Krieger, sei mein Gast! Bleibe zum Festmahl und nimm einen Ehrenplatz ein. Abends wird man dich zu mir führen, und es erfüllt sich, was Allah vorgezeichnet hat.“ Der stolze Krieger nahm die Einladung an. Die Fröhlichkeit der Gäste stieg. Am Schluß des Mahles kamen die Sänger. Nach dem Lieblingslied des Khans vom Bergadler erklangen Lieder, die Seidjurusch, die Lieblingsfrau des Khans, priesen. Der Khan blickte verstohlen auf den Fremdling und sah, wie sich dessen Antlitz immer mehr verdüsterte. Als der alte Sänger – der Stolz seines Volkes – davon sang, wie sehr Seidjurusch ihren Gebieter liebt, sprang der fremde Krieger auf und schrie den Alten an: „Schweig, alter Lügner! Wie kannst du es wagen, sie zu verleumden, der du nicht würdig bist, zu ihren Füßen zu kriechen!“

Ein unwilliges Gemurmel erhob sich unter den Gästen. Einige der ältesten traten für den beleidigten Sänger ein. Die heißblütigen Jünglinge empörte der Hochmut des Fremden. Zwei Dshigiten warfen sich wütend auf ihn. Mit starker, erbarmungsloser Faust schleuderte er die Angreifer zurück, und auf dem Festmahl des Khans blitzten die Schwerter. Der Fremde sprang mit einem riesigen Satz zu seinen Waffen, ergriff den Schild und die lange Streitaxt und erwartete mit dem Rücken zur Wand die Schar seiner Feinde, die von ihm abprallte wie Wellen von einem Stein. Doch sie fluteten zurück und warfen sich aufs neue auf ihn. Zwei, drei, fünf Männer fielen blutüberströmt zu Boden, aber der Krieger blieb unverletzt. Blitzschnell hieb er mit seiner Axt um sich und schlug die besten Dshigiten nieder. Immer drohender wurde das Antlitz des Kriegers, immer schrecklicher sei-

ne Axtschläge, Der Khan brachte durch gebieterischen Ruf die Angreifer zum Stehen.

Widerwillig zog sich die Schar zurück und senkte die Schwerter. Auch der Fremdling ließ seine Axt ruhen und stand vor seinen Feinden, unbeweglich und furchtbar.

„Welch frecher Sinn hat soviel Blut vergossen? Was willst du?“ fragte zornig der Khan.

„Die Wahrheit“, antwortete der Krieger.

„Die Wahrheit? Nun gut! Wisse, ich, der noch nie eine Lüge aussprach, sage dir: Alles, was die Sänger sagten, ist reine Wahrheit!“

Der Fremdling fuhr zusammen, ließ Schild und Axt fallen, und sein Gesicht sah plötzlich alt und gequält aus.

„Was nun? Bittest du immer noch um sie?“ fragte der Khan. Die Augen des Kriegers blitzten, und er reckte seine stolze Gestalt.

„Ja, Khan.“

Ein grausames Lächeln entblöbte die Zähne des Herrschers.

„Gut! Ich gebe sie dir zurück. Doch du wirst einen hohen Preis für sie zahlen müssen!“

„Ich bin bereit!“ antwortete der Krieger furchtlos.

Der Khan dachte nach.

„Jetzt ist das Jahr des Stieres“, wandte er sich an seine Gäste. „Entsinnt ihr euch der Weissagung, die über dem Eingang des alten Grabmals steht, nahe dem Ak-Mjungus?“

„Wer im Jahr des Stieres sein Schwert auf das Horn des steinernen Stieres legt, wird sein Geschlecht durch tausend Jahre erhalten!“ Einige Tapfere sind bei dem Versuch, diese Aufgabe zu erfüllen, abgestürzt, und der Ak-Mjungus blieb unbezwingbar.



Das ist der Preis, Tapferer“, sagte der Khan zu dem un-

beweglich lauschenden Krieger. „Besteige den Ak-Mjungus, lege mein goldenes Schwert auf seinen Gipfel, erfülle die alte Weissagung, und dann – mein Wort gilt! – erhältst du das Weib.“

Freude und Angst ergriff die Anwesenden. Der Befehl des Khans klang wie ein Todesurteil.

Der Fremdling zitterte nicht. Sein strenges Antlitz überflog ein stolzes Lächeln.

„Ich verstehe dich, Khan, und werde deinen Willen erfüllen. Doch wisset, du, Herrscher, und ihr, seine Diener! Welches Ende auch kommen möge, ich tue dies nicht um meiner geliebten Seidjusch willen, ich gehe, die durch sie befleckte Ehre ihrer stolzen Heimat zu verteidigen, um in den Augen eures Volkes den Ruhm meines fernen Landes wiederherzustellen. Die Gnade des Allmächtigen wird mich zu diesem hohen, ruhmreichen Ziel geleiten.“ Auf Befehl des Khans brachten die Waffenschmiede sein berühmtes goldenes Schwert, damit es auf ewig auf dem Gipfel des Ak-Miungus ruhen sollte. Die Klinge wurde mit Wolfsfett übergossen und mit einem pechgetränktem Stoff umwickelt. Viele Gäste des Khans ritten mit zum Ak-Mjungus. Es war eine ganze Tagesreise bis dorthin, und erst am Abend stiegen der Khan und sein Gefolge auf einer großen Terrasse am Fuße des schrecklichen Berges von den erschöpften Pferden. Der Khan befahl dem Fremdling, zu ruhen. Und der stolze Krieger schlief die ganze Nacht über ruhig, von den Männern des Khans bewacht. Ein düsterer, stürmischer Tag brach an. Es schien, als zürne selbst der Himmel über die Verwegenheit des Tapferen. Der Wind tobte heulend und stöhnend um das Horn des Ak-Mjungus. Der Fremdling entkleidete sich, band sich – fast nackt – das Schwert des Khans

auf den Rücken und warf sich nur seinen weißen Burnus über. Und er schaffte, was noch keinem Tapferen gelang, solange der Ak-Mjungus steht. Er legte das Schwert auf den Gipfel des Horns und kehrte zurück. Wankend stand er vor dem Khan, zerschunden und mit Blut bedeckt. Der Khan hielt sein Wort.

Man führte Seidjurusch zu dem Fremdling. Bei seinem Anblick wich sie erschrocken zurück. Der Krieger aber zog sie machtvoll an sich, enthüllte ihr wunderschönes Antlitz, und sein düsterer Blick schien sich nicht davon trennen zu können. Dann riß er blitzschnell das im Gürtel versteckte Messer heraus und durchbohrte das Herz seiner Braut. Mit wütendem Geheul stürzten sich die Söhne des Khans auf den Fremdling, aber der Vater hielt sie zornig zurück:

„Er hat für sie den höchsten Preis bezahlt, den ein Mensch geben kann. Sie gehört ihm! Möge er unverseht zurückkehren. Gebt ihm seine Waffen und sein Reittier!“ Der Fremdling verneigte sich stolz vor dem Khan, und bald war er mit seinem großen weißen Kamel hinter den Bergen verschwunden...

Der Paßgänger strauchelte einige Male; denn seine Hufe glitten auf den Steinen aus. Die Wolken am Himmel wurden von dem starken Wind rasch dahingetrieben. Düster und drohend standen die Berge.

Ussolzew stieg vom Pferd, streichelte es zärtlich, küßte seine weichen Nüstern und tätschelte ihm den Hals. Der Braune drehte sich, wandte seinem Herrn den Kopf zu und blickte ihn an.

„Geh zur Weide“, sagte Ussolzew streng und fühlte dabei, wie ihm die Erregung den Hals zuschnürte. Der Geologe legte alle überflüssige Bekleidung ab und band an

seinen Arm einen langstieligen Hammer. Er brauchte ihn nur zum Einschlagen der Haken und dann, wenn es gelang...

Ussolzew zog die Schuhe aus. Die scharfen Steine würden ihm bald die Füße zerschneiden, doch er wußte nun, daß, wenn er überhaupt hinaufklettern wollte, es ihm nur barfuß gelingen konnte. Darauf hängt er sich das Säckchen mit den Haken um den Hals und ging auf die rote Säule der Pegmatitader zu.

Er vergaß Umwelt und Zeit. Seine ganzen körperlichen und geistigen Kräfte konzentrierten sich auf diese letzte, vielleicht tödliche Anstrengung.

Es vergingen einige Stunden. Ussolzew, zitternd vor Anspannung, blieb stehen und schmiegte sich an die steile Felswand. Er befand sich schon weit oberhalb der Stelle, wo er das letzte Mal rechts abgebogen war. Von der Hauptader ging eine dünne Abzweigung von feinkörnigem Pegmatit ab, die den Steilhang schräg durchlief nach oben führte und dann links abbog. Ihr fester oberer Rand ragte aus dem Schiefer kaum hervor und bildete einen zwei bis drei Zentimeter breiten Sims. Entlang dieser Ader könnte man sich dem abfallenden Westrand des Felsens nähern, dort, wo er abbrach und in die steile nördliche Hauptwand des Weißen Horns übergang, die der Steppe zugewandt war. Etwas weiter oben schien der Abhang nicht mehr so steil zu sein, und man konnte hoffen, bedeutend höher zu kommen. Ussolzew wollte in den Spalten des Schiefers, über dem schmalen Sims der Ader, einige Haken einschlagen und sich mit ihrer Hilfe auf dem schmalen Vorsprung halten.

Aber jetzt, als er an der Wand hing, in einer Höhe von 150 Metern, sah er ein, daß er nicht einmal für den win-

zigen Bruchteil einer Sekunde die Hände von dem Felsen lösen konnte. Die Lage schien hoffnungslos. Um den vorspringenden Grat zu umgehen und auf den schmalen Sims zu gelangen, hätte er sich an irgend etwas festhalten müssen. Er war aber nicht imstande, einen Haken einzuschlagen. An den Felsen gekrallt, betrachtete er besorgt den über ihm hängenden Vorsprung. In ihm keimte lähmende Verzweiflung. Und in diesem Augenblick schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf.

Was machte der legendäre Krieger vor 300 Jahren? Der Wind... Ja, der Krieger bestieg den Felsen auch an einem stürmischen Tag!

Ussolzew trat jäh zur Seite, warf seinen Körper über den Vorsprung des Grates, krallte sich, einen Halt suchend, in die glatte Wand und prallte zurück. Schmerzhaft, als wollten sie reißen, spannten sich seine Bauchmuskeln an, um den Fall aufzuhalten. Im selben Augenblick fühlte Ussolzew einen Windstoß im Rücken, der hinter dem Grat hervorkam und ihn leicht stützte. Der von der tödlichen Gefahr gepackte Körper streckte sich durch die unerwartete Unterstützung und schmiegte sich an die Wand. Ussolzew stand auf dem schmalen Vorsprung. Hier, hinter dem Grat, wehte der Wind so stark, daß ihn sein weicher Druck hielt. Ussolzew konnte sich auf dem schmalen Sims fortbewegen, obwohl dieser nach oben führte. Er stieg noch weitere fünfzig Meter hoch und wunderte sich, daß er immer noch nicht abgestürzt war. Der Wind tobte stärker und drückte ihn gegen die Felsenbrust, Vorsichtig setzte er seine schmerzenden Füße voreinander und tastete sich den Steilhang hoch, während er die abbröckelnde lose Kruste zur Seite schob. Langsam, Schritt für Schritt, stieg er höher. Der Wind heulte und pfiiff, das

Geröll knirschte beim Herunterfallen, und Ussolzew erfaßte eine seltsame Fröhlichkeit, Er schwebte buchstäblich in die Höhe, ohne sich am Felsen stützen zu müssen. Und die Überzeugung, sein Ziel zu erreichen, gab ihm immer neue Kräfte. Schließlich stützte sich Ussolzew an der glatten, steilen Wand eines hohen Sockels. Auf diesem Sockel ragte, noch immer hoch über ihm, die scharfe Spitze des Horns in die Wolken. Von hier aus konnte Ussolzew erkennen, daß die weiße Masse des Horns mit großen schwarzen Flecken durchsetzt war. Aber dieser Eindruck wurde durch die Freude darüber verdrängt, keinen der zwölf Haken verbraucht zu haben. Die Wand war in einer Höhe von etwa zehn Metern derartig glatt und steil, daß ihm keine Kraft geholfen hätte, dieses Hindernis zu überwinden. Das erfahrene Auge des Geologen fand aber leicht die schwachen Stellen in dem Steinpanzer. Dort, wo verschiedene Schichten aneinanderstießen, bemerkte er feine Risse. Ussolzew schlug hier die Haken ein. Er hatte nur ganz dünne, leichte Haken mitgenommen. Wenn einer von ihnen abbrach, dann... Er stieg an den Haken empor und mußte auf die Südseite des steinernen Turmes hinüberklettern. Verschiedene Gesteinsschichten, die aus dem Hang herausragten, bildeten kleine Vorsprünge und halfen ihm beim weiteren Aufstieg. Hier wurde der Wind, der bis jetzt ein treuer Verbündeter gewesen war, zum gefährlichen Feind. Nur der Schutz des Felsens rettete Ussolzew vor dem Absturz. Einige Male hing er nur an den Händen, wenn unter ihm ein Vorsprung abbrach. Dann bedeckte sich sein Körper mit kaltem Schweiß, während seine Zehen krampfhaft nach einer Stütze suchten. Endlich gelang es ihm mit letzter, verzweifelter Anstrengung, wobei er zweimal abrutschte

und jedesmal vom Leben Abschied nahm, auf die Westseite zu klettern und – jetzt wieder vom Wind gestützt – sich am Rand des kleinen Plateaus am Fuße des Horns festzukrallen. Ohne an seinen Sieg zu denken, zog er sich fast bewußtlos mit den Händen hinauf und starrte auf die nach innen geneigte Fläche, die nicht größer war als ein Tisch. Lange lag er da, von den Stunden tödlichen Kampfes erschöpft, und hörte nichts als das eintönige Heulen des Windes, der sich an dem scharfen Hörn stieß. Dann sah er einige dicht über den Gipfel fliegende Wolken. Ussolzew erhob sich auf die Knie und wandte sich dem rätselhaften weißen Gestein zu.

Endlich lag es vor ihm, das Weiße Horn, und überragte ihn nur noch um wenige Meter, Man konnte es mit der Hand betasten und genügend Proben abschlagen. Mit einem Blick stellte er fest, daß das weiße Gestein ein durch hohe Temperaturen veränderter Granit voller Zinnstein, Kassiterit genannt, war. In der reinen weißen Masse war verstreut silbriger Glimmer eingesprengt, schwarzen Spinnen ähnliche fettglänzende Topase und das Hauptziel seines Unternehmens – große, massive braune Kassiteritkristalle. Dieser Granit verfügte über eine Besonderheit, die Ussolzew bisher nicht gekannt hatte. Von dem eigentlichen Granit war fast gar nichts übriggeblieben, an seine Stelle war jetzt fester, milchweißer Quarz getreten. Das sieht ganz nach einer veränderten Schichtintrusion aus, dachte Ussolzew. Wenn das stimmt, werden die Vorkommen unter der Steppe ungeheuer groß sein.

Der Geologe blickte nach unten. Jäh stürzte der Felsen ab und versank in dem vom Wind aufgewirbelten Staub. Ussolzew stand wie auf einer unendlich hohen Säule und

fühlte sich grenzenlos einsam. Ihm schien, als ob zwischen ihm und der Welt da unten jede Verbindung abgerissen wäre. Und wirklich! Zwischen ihm und dem Leben lag eine noch nicht überquerte tödliche Grenze. Der Abstieg war gefährlicher als der Aufstieg. Er dachte daran, daß, falls es ihm gegeben sein sollte, zum Leben zurückzukehren, er als ein anderer Mensch wiederkommen würde. Die übermenschlichen Anstrengungen, die er für die Erreichung seines Zieles aufbringen mußte, hatten ihn verändert. Doch mit Gewalt schob er diese Gedanken beiseite. Er ging daran, seine Pflicht als Forscher zu erfüllen. Es kostete ihn viel Mühe, die fadendünnen Spalten in dem glasartigen Quarz zu finden. Unter den hartnäckigen Schlägen seines Hammers flogen mit lautem Gepressel große Stücke des weißen Gesteins hinunter. Ussolzew sah, wie sie auf den Grat des Felsens fielen und dann pfeifend ins Tal stürzten. Die Fallrichtung trug er auf dem Plan ein, den er in seinem Notizbuch skizziert hatte, vermerkte dann sorgfältig alle Gesteinslagerungen des Gipfels, zeichnete die Umrisse des mutmaßlichen Vorkommens ein und fügte noch einige Worte über seine Nachforschungen hinzu. Dann schlug er die erste Seite des Buches auf und schrieb mit großen Buchstaben schräg darüber: „Achtung! Hier sind die Angaben über die von mir entdeckten Gesteinsvorkommen des Weißen Horns!“ Er steckte das Notizbuch in seine Tasche und knöpfte sie zu. Für Sekunden sah er das Bild, wie man seinen zerschlagenen Leichnam umwandte und in seinen Taschen nach Papieren suchte. Ussolzew kniff unwillkürlich seine Augen zusammen. Dann rollte er das mitgenommene Seil auf. Es war kurz, aber es mußte für den Abstieg bis zu den eingeschlagenen Haken genügen.

Wo kann ich bloß das Seil befestigen? Hier an diesem Vorsprung? Besser wäre es etwas tiefer, auf dem Plateau... Während er einen Spalt suchte, begann er mit seinem Hammer die dünne Geröllschicht wegzuräumen. Der Wind wurde immer stärker, und die aufgewirbelten kleinen Gesteinssplitter schlugen Ussolzew ins Gesicht und auf die Hände. Plötzlich schlug der Hammer auf Metall. Und dieser leise Ton durchschauerte den Geologen. Ussolzew zog unter dem Geröll ein langes, schweres Schwert hervor, dessen goldener Griff hell glänzte. Von der Klinge flatterten die Fetzen eines mit Pech getränkten Gewebes.

Ussolzew war wie versteinert. Das Bild des Kriegers, des Bezwingers des Weißen Horns aus der Volkslegende, stand deutlich vor ihm. Der Schatten der Vergangenheit, das Gefühl, einer wirklich unsterblichen Tat eines Menschen begegnet zu sein, erschütterte Ussolzew. Nach einer Weile fühlte der Geologe, wie in seinen Körper neue Kräfte strömten. Ihm schien es, als würde sich auf dieser von niemand sonst erreichten Höhe der sagenhafte Held mit ermutigenden Worten an ihn wenden. Ussolzew schlang das Seil um einen kleinen Vorsprung des weißen Gesteins. Vorsichtig hob er das wertvolle Schwert auf, band es fest auf seinen Rücken und legte mit einem Lächeln seinen Geologenhammer auf das Plateau.

Am Fuß der Steilwand des Weißen Horns blieb der Geologe stehen und suchte einen Abstieg. Eine dahintreibende große weiße Wolke kam direkt auf ihn zu. In ihrem Flug lag etwas unerklärlich Freies und Kühnes. Ein leidenschaftlicher Glaube an seine Kräfte erfaßte Ussolzew. Mühelos erreichte er den schmalen Vorsprung und bezwang auch den. Doch jetzt war das Seil zu Ende, und

von neuem begann der todbringende Kampf, Ussolzew rutschte weiter hinunter und versuchte verzweifelt, sich irgendwo zu halten. Mit letzter Kraft konnte er sich wieder fangen, aber begann erneut zu gleiten. Sein Körper wurde zerschunden, und seine Fingernägel rissen ab. Die Umwelt verschwand ganz aus seinem Bewußtsein, es blieb nur die Empfindung, sich mit aller Macht an jeden Vorsprung der Stein wand zu klammern und unter sich krampfhaft die wegrutschenden Stützen zu suchen, sich an den Stein zu pressen und gegen die ihn erbarmungslos hinabziehende Kraft zu kämpfen. Niemals mehr konnte sich Ussolzew an das Ende seines Abstiegs vom Ak-Mjungus erinnern. Im Gedächtnis blieb nur der allerletzte Augenblick. Er hatte keine Kraft und keinen Willen mehr. Seine zerschundenen Hände lösten sich wie von selbst, er berührte mit seinen Füßen einen scharfen Vorsprung, prallte zurück, fiel auf den Rücken und rutschte in die Tiefe. Er erreichte den Talgrund hinter dem Weißen Horn und verlor das Bewußtsein.

Als er die Augen wieder aufschlug, leuchtete über ihm der goldene Morgenhimmel. In geringer Höhe kreiste ein großer Geier, dessen Federn an den ausgebreiteten Flügeln deutlich zu erkennen waren. Ussolzew sah lange auf den Vogel, bis er merkte, daß sich der Geier diesmal direkt bei ihm niederließ. Nein! Er war nicht umgekommen! Er hatte sogar das Weiße Horn besiegt, und der Geier sollte ihn nicht haben!

Ussolzew versuchte sich aufzusetzen. Irgend etwas hinderte ihn daran. Da fühlte er das am Rücken angebundene Schwert. Er befreite sich davon und richtete sich auf. Schwindel erfaßte ihn. Mit Schrecken sah Ussolzew seine vom Blut schwarzen Hände und Füße, seine schmut-

zige, zerfetzte Kleidung. Er machte einige Bewegungen und überzeugte sich, daß seine Knochen heil waren. Ohne auf den heftigen Schmerz in seinen Füßen zu achten, stand er auf. Er hörte das grüßende Wiehern seines Pferdes und verlor wieder das Bewußtsein.

Kaltes Wasser floß ihm über seine Stirn und in den Mund. Er schluckte unaufhörlich, um seinen unersättlichen Durst zu stillen. Dabei öffnete er die Augen und sah wieder den blauen Himmel über sich, der jetzt Gluthitze ausatmete, und das erschreckte Gesicht des alten Uiguren. Mühsam erhob sich der Geologe auf die Knie. Der Uigure wich mit ehrerbietiger Furcht zurück. „Warum fürchtest du dich, Arslan? Ich lebe!“

„Wo warst du, Chef?“ fragte Arslan.

„Dort!“ Ussolzew hob die Hand zum Himmel. Über dem Tal ragte schwarz die Schattenseite des Ak-Mjungus in die Höhe. „Sieh!“ Er streckte dem Uiguren das Schwert mit dem goldenen Griff entgegen. Die Hälfte der Klinge war beim Absturz abgebrochen. Unter der zerfetzten braunen Umhüllung blitzte der kostbare blaue Stahl auf, der Stahl der legendären persischen Waffenschmiede.

Der Alte sank auf die Knie, ohne das Schwert zu berühren. „Was ist denn? Nimm! Sieh doch!“ wiederholte Ussolzew. „Nein!“ Der Uigure schüttelte den Kopf. „Kein Mensch darf ein solches Schwert nehmen. Nur ein Batur wie du.“

Zwei große, kugelförmige Karagatsche, die fächerartig aus einem einzigen Wurzelstamm emporwuchsen, standen am Rand der Siedlung. Hinter ihnen erhob sich, von blauem Dunst überzogen, der Wall des Ketmengebirges. Ussolzews Paßgänger ließ den letzten mit Wermut be-

wachsenen Hügel hinter sich. Ein schmaler Steppenpfad endete in dem weichen Staub eines ausgefahrenen Weges. Der Weg bog am Rande grüner Gärten nach links ab und mündete in einen anderen, der nach Süden führte. Über diesem erhob sich eine gelbe Staubwolke – ein mit einer Bastmatte bedeckter Wagen kam von Podgorny den Weg entlang. Der Reiter, der am Wegrand ritt, spornte plötzlich sein Pferd und kam direkt auf Ussolzew zu. Es war Wera Borissowna!

„Ich habe Sie schon von weitem erkannt!“ Sie blickte ihn aufmerksam an. „Wohin reiten Sie?“

„Ich reite zur Verwaltung. Ich muß sofort eine gründliche Erforschung des Ak-Mjungus vorbereiten.“

Ussolzew blickte ihr zum ersten Mal ruhig und klar in die Augen.

„Ich habe festgestellt, daß ich Sie ganz und gar nicht kenne“, sagte Wera Borissowna leise, wobei sie das tänzelnde Pferd zurückhielt. „Ich habe Arslan getroffen...“ Sie brach ab und sagte dann: „Wenn wir uns im Herbst in der Verwaltung treffen, würde ich Sie sehr bitten, mir eingehend vom Weißen Horn – und vom goldenen Schwert zu erzählen. Nun, meine Leute sind schon weit!“ Sie blickte dem Wagen nach. „Auf Wiedersehen – Batur!“ Die junge Frau gab ihrem Pferd die Sporen und ritt davon. Der Geologe folgte ihr mit den Blicken, bis sie in dem aufwirbelnden Staub verschwand. Dann trieb er sein Pferd an und ritt in die Siedlung.



Am See der Berggeister

Vor einigen Jahren erforschte ich einen Teil des Mittleren Altai, den Listwjaga-Gebirgsrücken, links vom Oberlauf des Katun. Ich hatte den Auftrag, Gold zu suchen. In diesem Gebiet gab es nichts besonders Merkwürdiges. Der Bergrücken Listwjaga ist verhältnismäßig niedrig, Berge mit ewigem Schnee, die „Belki“, gibt es dort nicht. So fehlten auch die funkelnden Gletscher, die Bergseen, die drohenden Bergspitzen und all jene Hochgebirgsschönheiten, die uns so überraschen und fesseln. Doch die rauhen, kahlen Bergmassive, die ihre Felsrücken über der Taiga erheben, die Berge, die sich unterhalb dieser kahlen Gipfel wie Meereswogen drängen, belohnten mich für den etwas eintönigen Aufenthalt in den weiten sumpfigen Tälern der kleinen Flüsse, wo ich hauptsächlich arbeitete. Mein zweiter Auftrag lautete, einen Asbestfundort zu untersuchen, der am Mittellauf des Katun lag, nahe dem großen Dorf Tschemal. Der kürzeste Weg dorthin führte an der höchsten Gebirgskette des Altai vorüber, dem Katungebirge. Ich weiß noch sehr gut, wie ich mit meiner kleinen Karawane nach einem langen

Marsch durch den „Urman“ – einem dichten Wald aus Tannen, Zedern und Lärchen – ins Tal des Katun hinabstieg.

Die Pferde versanken tief in dem glitschigen Sumpfboden, der unter einer Pflanzendecke verborgen lag. Meter für Meter mußten wir unter größten Anstrengungen überwinden. Trotzdem ließ ich nicht halten, denn ich hatte beschlossen, noch am selben Tage das rechte Ufer des Katun zu erreichen. Der Mond ging früh über den Bergen auf, und wir konnten bald ohne Mühe vorwärts kommen. Das gleichmäßige Rauschen des schnellen Flusses begrüßte uns, als wir ans Ufer kamen. Im Mondschein erschien der Katun sehr tief. Als jedoch unser Führer auf seinem Grauschimmel ins rauschende trübe Wasser hineinritt und die andern ihm nachdrängten, reichte das Wasser nur bis zum Knie, und wir gelangten ohne Schwierigkeit ans andere Ufer. Wir durchquerten eine überschwemmte Wiese, die mit grobem Geröll besät war, und gelangten wieder in Sumpfland. Der beginnende Anstieg ließ uns hoffen, bald auf einen trockenen Platz zu stoßen. Der Pfad verschwand in der schwarzen Finsternis eines Tannenwaldes, und die Pferde versanken im weichen Moosteppich. So zogen wir anderthalb Stunden dahin, bis der Wald lichter wurde, Tannen und Zirbelkiefern aufleuchteten und das Moos verschwand. Aber der Anstieg hörte nicht auf, er wurde sogar noch steiler. Wir mochten uns noch so sehr zusammenreißen – nach allen Anstrengungen des Tages fiel uns der Aufstieg sehr schwer. Wie freuten sich alle, als endlich die Hufeisen der Pferde auf Steinen klapperten und Funken sprühten. Vor uns lag die fast ebene Fläche des Gebirgsausläufers. Hier gab es Gras für die Pferde und einen trockenen Platz

für die Zelte. Im Nu waren die Saumsättel abgenommen und unter ungeheuren Zirbelkiefern die Zelte aufgeschlagen. Nachdem wir einen Eimer Tee ausgetrunken hatten und unsere Pfeifen erloschen waren, versanken wir in tiefen Schlaf.

Ich erwachte vom grellen Licht und trat schnell aus dem Zelt. Ein frischer Wind wiegte die dunkelgrünen Zweige der Zirbelkiefern, die gerade vor dem Zeltingang emporstrebten. Die Luft war wunderbar klar. Um die steilen Hänge der Schneeberge flossen alle erdenklichen Schattierungen rosenroter Farbtöne.

Die Pferdeglöckchen tönnten, unter den Bäumen trieben die Männer ihre Pferde zusammen, verschnürten die Lasten – ich aber war noch immer von diesem Lichtzauber gefangen. Nach, der undurchdringlichen Taiga war dies eine neue Welt mit durchsichtigem Licht und leichtem, wechselndem Sonnenspiel.

Als wir den vorgeschriebenen Weg durch das Hochgebirge zurückgelegt hatten, stiegen wir wieder in das Kautal und dann in die Uimonsteppe hinab, in einen flachen Talkessel, der gutes Futter für die Pferde bot. Am Ondugai angelangt, schickte ich meinen Gehilfen mit den Sammlungen und der Ausrüstung nach Bisk. Die Asbestvorkommen bei Tschemal konnte ich ohne Gepäck aufsuchen. Auf frischen Pferden erreichte ich zusammen mit dem Führer schnell den Katunfluß und machte in der Siedlung Kajantscha Rast.

Der Tee mit dem duftenden Honig schmeckte besonders gut, und wir saßen lange im Gärtchen an einem weißen, glattgehobelten Tisch. Mein Führer, ein etwas mürrischer, schweigsamer Oirote (*Die Oiroten sind eine türkische Völkerschaft, die in dem Oirotschen Autonomen*

Gebiet lebt), sog ab und zu an seiner kupferbeschlagenen Pfeife. Ich erkundigte mich bei unserem Gastgeber nach allem Bemerkenswerten auf dem weiten Wege nach Tschemal, und der junge Lehrer mit dem offenen, sonnengebräunten Gesicht gab mir bereitwilligst Auskunft. „Noch etwas, Genosse Ingenieur“, sagte er. „Nicht weit vor Tschemal kommen Sie durch ein Dörfchen. Dort wohnt unser berühmter Künstler Tschorossow, sicherlich haben Sie von ihm gehört. Ein unfreundlicher Alter, aber wenn Sie ihm gefallen sollten, zeigt er Ihnen alles Schöne. Bilder hat er eine Unmenge!“

Ich erinnerte mich an die Bilder von Tschorossow, die ich in Tomsk und in Bisk gesehen hatte, besonders an die „Krone des Katun“ und den „Khan-Altai“. Die zahlreichen Arbeiten Tschorossows in seinem Atelier zu betrachten, vielleicht sogar eine Skizze zu erwerben wäre keine schlechte Krönung meiner Bekanntschaft mit dem Altai gewesen. Gegen Mittag des folgenden Tages erblickte ich rechts von mir ein tiefes, breites Tal. Einige neue, leuchtende Holzhäuser standen am Abhang unter Lärchenbäumen. Alles entsprach genau der Beschreibung des Lehrers von Kajantscha, und ich lenkte zuversichtlich mein Pferd zum Haus des Künstlers Tschorossow.

Ich hatte erwartet, einen mürrischen Greis zu sehen, und war erstaunt, als auf der Vortreppe ein beweglicher, hagerer Mann mit glattrasiertem Gesicht und schnellen, bestimmten Bewegungen erschien. Erst als ich sein gelbliches mongolisches Gesicht aufmerksam betrachtete, bemerkte ich, daß die borstig emporstehenden Haare und der struppige Schnurrbart stark ergraut waren. Scharfe Runzeln zogen sich über seine eingefallenen Wangen und die gewölbte hohe Stirn. Ich wurde liebenswürdig, aber

nicht gerade herzlich empfangen und trat etwas verwirrt ins Haus. Wahrscheinlich hatte Tschorossow bemerkt, wie aufrichtig entzückt ich von der Schönheit des Altai war, denn er wurde bald freundlicher.

Das Atelier, ein geräumiges, untapeziertes Zimmer mit großen Fenstern, nahm das halbe Haus ein. Aus der großen Menge der Skizzen und kleinen Gemälde hob sich eins besonders hervor, das mich sofort anzog. Wie Tschorossow mir erklärte, war es seine eigene Kopie des „Deny-Der“ - „See der Berggeister“ – , dessen Original sich in irgendeinem Museum Sibiriens befindet.

Ich beschreibe dieses kleine Bild so genau, weil es für das Verständnis des Folgenden von großer Bedeutung ist. Das Bild leuchtete im Strahl der Abendsonne in kräftigen Farben. Die bläulich-graue Fläche des Sees, der die Mitte des Bildes einnahm, atmete Kälte und schweigende Ruhe. Im Vordergrund lag auf dem flachen Ufer, wo der grüne Grastepich von Flecken reinen Schnees unterbrochen war, der Stamm einer Zirbelkiefer. Eisstücke und große graue Felsbrocken warfen teils grünliche, teils graublaue Schatten auf den Wasserspiegel. Zwei niedrige, windzerzauste Zirbelkiefern streckten ihre dichten Zweige wie zum Himmel erhobene Arme empor. Im Hintergrund stürzten steile Schneehänge zerklüfteter Berge in den See. Die Felsgrate leuchteten in violetten und strohgelben Farben. In der Mitte des Bildes senkte eine Gletscherwand einen Wall lichtblauen Firns in den See, und über ihm – in schrecklicher Höhe – erhob sich eine dreieckige, funkelnde Pyramide, um die sich ein Schleier rosiger Wolken wand. Den linken Rand des durch den Gletscher gebildeten Tales, eines sogenannten „Trog“, bildete ein kegelförmiger Berg, der fast ganz in Schnee

gehüllt war. Der Berg stand auf einem breiten Sockel, dessen steinerne Stufen wie eine Riesentreppe zum Ufer des Sees hinabstiegen.

Das ganze Bild atmete jene Weltabgeschiedenheit und kalte, leuchtende Reinheit, die mich auf dem Weg über das Katungebirge so überwältigt hatte.

Lange stand ich davor und betrachtete die wahrheitsgetreue Darstellung der Schneeberge des Altai. „Wo haben Sie solch einen See gefunden?“ fragte ich. „Gibt es ihn überhaupt?“

„Den See gibt es, und ich muß sagen, er ist in Wirklichkeit noch schöner. Mein Verdienst ist es, daß ich das Wesentliche des Eindrucks richtig wiedergegeben habe“, antwortete Tschorossow. „Dieses Wesentliche zu erfassen kam mich aber sehr teuer zu stehen. Übrigens ist dieser See nicht so leicht zu finden, obgleich ich Ihnen den Weg natürlich beschreiben kann. Aber was wollen Sie dort?“

„Ganz einfach, nur einmal an diesem wunderbaren Ort sein. Wer das gesehen hat, der fürchtet den Tod nicht mehr.“ Der Künstler sah mich forschend an.

„Das haben Sie sehr treffend gesagt: ‚Der fürchtet den Tod nicht mehr.‘ Sie wissen wahrscheinlich nicht, was für Sagen die Oiroten sich von diesem See erzählen?“

„Nein, aber ich bin sehr gespannt, da das Volk dem See einen so poetischen Namen gegeben hat,“ Tschorossow schaute nach dem Bild hinüber. „Haben Sie nichts Sonderbares bemerkt?“

„Doch, hier in der linken Ecke, wo der kegelförmige Berg steht“, antwortete ich. „Aber entschuldigen Sie bitte, hier erscheinen mir die Farben ganz unmöglich!“

„Sehen Sie es noch einmal recht aufmerksam an!“

Ich betrachtete das Bild von neuem, und so fein war die Ausführung der Malerei, daß beim längeren Hinschauen immer mehr Einzelheiten aus der Tiefe des Bildes auftauchten. Am Fuß des kegelförmigen Berges erhob sich eine grünlichweiße Wolke, die ein schwaches Licht ausstrahlte. Sein Widerschein kreuzte sich auf dem Wasser mit dem Widerschein des Lichtes, das von den glitzernen Schneemassen ausging, und bildete lange senkrechte, rötliche Schatten. Eben solche, nur noch vollere, fast blutrote Streifen wurden in den Spalten zwischen den steilen Felshängen sichtbar. An den Stellen jedoch, wo die Sonnenstrahlen ungebrochen durchdrangen, erhoben sich über den Eis- und Steinmassen, gleich riesengroßen menschlichen Gestalten, dunkelblau-grüne Rauch- oder Dampfsäulen und gaben dieser Landschaft ein unheilverkündendes, phantastisches Aussehen.

„Das ist mir unverständlich!“ sagte ich und wies dabei auf die bläulich-grünen Säulen.

Tschorossow lachte. „Bemühen Sie sich nicht. Sie kennen die Natur gut und lieben sie, aber Sie glauben nicht an ihre Wunder!“

„Und wie erklären Sie sich diese roten Feuer in den Felsen, diese blaugrünen Säulen, diese leuchtenden Wolken?“

„Ganz einfach, es sind Berggeister!“ antwortete der Künstler ruhig.

Ich wandte mich nach ihm um, bemerkte aber nicht das leiseste Lächeln auf seinem Gesicht. Er betrachtete das Bild ernst und nachdenklich.

„Ich scherze nicht“, fuhr er in demselben Ton fort. „Sie glauben, daß der See seinen Namen wegen seiner überirdischen Schönheit erhalten hat? Schön ist er, aber auch

heimtückisch! Das habe ich selber erfahren müssen. Als ich das Bild skizziert hatte, konnte ich nachher kaum meine Füße bewegen. Im Jahre 1909 war ich dort, und bis 1913 war ich ununterbrochen krank.“

Ich bat den Künstler, von den Sagen zu erzählen, die sich an den See knüpfen. Wir setzten uns in die Ecke auf ein breites Sofa, von wo aus wir das Gemälde gut sehen konnten.

„Die Schönheit dieser Gegend“, begann Tschorossow, „hat von alters her die Menschen angelockt, aber geheimnisvolle, unbegreifliche Kräfte töteten häufig die Besucher des Sees. Diesen verhängnisvollen Einfluß habe ich am eigenen Leibe gespürt. Aber davon später! Es ist interessant, daß der See an warmen Sommertagen am schönsten ist, aber gerade an solchen Tagen macht sich seine vernichtende Kraft am stärksten bemerkbar. Sobald ein Mensch die blutroten Feuer in den Felsen oder die blaugrünen, gespenstischen Säulen sah, begann er unter merkwürdigen Empfindungen zu leiden. Die ihn umgebenden Schneegipfel schienen mit ungeheurer Kraft auf seinen Kopf zu drücken. Die Lichtstrahlen tanzten vor den Augen, und er wurde zu dem kegelförmigen Berg gezogen, wo die blaugrünen Berggeister flimmerten, die um eine grünlich leuchtende Wolke tanzten. Sobald aber ein Mensch bis zu dieser Stelle vorgedrungen war, verschwand alles, und nur die kalten Felsen standen wie finstere Wächter ringsum. Schwer atmend und durch eine plötzliche Schwäche kaum imstande, die Beine zu heben, verließen die Unglücklichen mit zerschlagener Seele den unheilvollen Ort, wurden aber gewöhnlich noch unterwegs vom Tode ereilt. Nur einige kräftige Jäger erreichten nach unglaublichen Qualen die nächste Jurte. Der

eine oder andere starb, die übrigen siechten langsam dahin und hatten für immer ihre frühere Kraft und Tapferkeit verloren. Seitdem besitzt der ‚See der Berggeister‘ einen unheilvollen Ruf, und die Menschen besuchen ihn fast nie mehr. Es gibt dort weder Tiere noch Vögel; auf dem linken Ufer, wo sich die Geister versammeln, gibt es auch keine Pflanzen, nicht einmal Gras.

Ich hatte schon als Kind diese Sage vernommen, und es zog mich unwiderstehlich zu dem Reich der Berggeister. Vor zwanzig Jahren habe ich dann zwei Tage in völliger Einsamkeit dort oben verbracht. Am ersten Tag bemerkte ich nichts Besonderes und arbeitete lange an Skizzen. Aber über den Himmel ziehende dichte Wolken schufen eine wechselnde Beleuchtung, so daß es mir nicht gelang, die durchsichtige Bergluft richtig wiederzugeben. Ich beschloß, nachdem ich einen halben Kilometer vom See entfernt übernachtet hatte, noch einen Tag dort zu bleiben. Gegen Abend empfand ich ein sonderbares Brennen im Mund, mußte immerzu ausspeien, und eine leichte Übelkeit befiel mich. Gewöhnlich vertrug ich den Aufenthalt im Hochgebirge gut und wunderte mich, daß diesmal die dünne Luft solch eine Wirkung auf mich hatte.

Der wundervolle Morgen am folgenden Tag versprach ein herrliches Wetter. Mit schwerem Kopf und einem großen Schwächegefühl schleppte ich mich zum See, wurde aber von der Arbeit bald gefesselt und vergaß alles andere. Die Sonne brannte heiß. Als ich mit der Ausarbeitung der Studie fertig war, die mir später als Vorlage für das Gemälde gedient hat, rückte ich die Staffelei zur Seite, um einen letzten Blick auf den See zu werfen. Ich war sehr matt, die Hände zitterten, meine Gedanken ver-

wirrten sich, und die Übelkeit nahm zu. Und da erblickte ich auf einmal die Geister des Sees:

Auf dem glatten, durchsichtigen Wasserspiegel schwamm der Schatten einer niedrigen Wolke. Die Sonnenstrahlen, die den See schräg durchschnitten, schienen erst dunkler und dann greller zu werden. Licht und Schatten flössen ineinander, und plötzlich stiegen gespenstische, grünblaue Säulen auf, die ungeheuren, in Gewänder gehüllten menschlichen Gestalten glichen. Bald standen sie still, bald bewegten sie sich rasch hin und her, bald zerflossen sie in der Luft. Ich betrachtete das überwältigende Schauspiel mit dem Gefühl des Grauens.

Einige Augenblicke währte die geräuschlose Bewegung der Gespenster, dann begannen in den Felsen blutrote Lichter aufzublinken. Über allem aber hing eine schwach grün leuchtende, pilzförmige Wolke

Ich fühlte plötzlich frische Kräfte, das Sehvermögen wurde schärfer, die fernen Felsen schienen auf mich zuzukommen, ich unterschied alle Einzelheiten der steilen Abhänge. Schnell griff ich zum Pinsel, wählte mit wilder Entschlossenheit die Farben, bemüht, mit eiligen Strichen das ungewöhnliche Bild festzuhalten.

Ein leichter Luftzug strich über den See, und sofort verschwanden die Wolke und die blaugrünen Trugbilder. Nur die roten Feuer in den Felsen leuchteten noch. Die Erregung, die mich vorher erfaßt hatte, ebte ab, die Schwäche nahm rasch zu. Das Vorgefühl von etwas Bösem trieb mich zur Eile.



Ich schloß mein Skizzenbuch, suchte meine Sachen zusammen und fühlte dabei, wie sich mir eine furchtbare Last auf Brust und Kopf wälzte. Der Wind über dem See wurde stärker. Der klare, lichtblaue Spiegel verblaßte. Wolken verdeckten die Berggipfel, und die reinen Farben wurden schnell matt. Die beseelte Schönheit des Sees wurde von grauen Schatten überdeckt. Die roten Lichtreflexe erloschen, und nur dunkle Felsen ragten zwischen

den Schneeflecken. Pfeifender, schwerer Atem entrang sich meiner Brust, als ich mich, gegen den Kräfteverfall und das niederdrückende Schweregefühl ankämpfend, vom See abwandte. Bis zu dem Platz, wo mich meine Führer erwarteten, die sich geweigert hatten, zum See der Berggeister mitzukommen, ging ich wie im Traum. Die Berge schienen zu schaukeln, Brechanfälle erschöpften mich gänzlich. Ich fiel immer wieder hin und lag lange, nicht imstande aufzustehen. Wie ich zu meinen Führern gelangte, weiß ich heute nicht mehr, aber das ist auch einerlei. Hauptsache ist, daß der Kasten mit den Skizzenblättern auf meinem Rücken heil blieb. Endlich sahen mich die Führer. Sie trugen mich zum Lager, legten mich auf den Rücken und schoben mir einen Quersack unter den Kopf.

„Du scheinst zu sterben, Tschoross‘, sagte der älteste Führer. Wie Sie sehen, bin ich nicht gestorben, fühlte mich aber lange Zeit hindurch sehr elend. Mattigkeit und verminderte Sehkraft behinderten mich, und ich arbeitete wenig. Das große Gemälde ‚See der Berggeister‘ habe ich erst Jahre später gemalt, und dies hier habe ich immer nach und nach gemacht, seitdem ich wieder auf den Füßen stehe. Wie Sie sehen, ist mir die Wahrheit über den See und seine Berggeister teuer zu stehen gekommen.“

Tschorossow schwieg. Durch das dichte Gitterwerk des großen Fensters sah man das in Dämmerung versunkene Tal. Ich war tief beeindruckt von der Erzählung des Künstlers, konnte aber durchaus keine Erklärung für die wunderbaren Erscheinungen finden, die das Gemälde festgehalten hatte.

Wir gingen ins Eßzimmer hinüber. Die hell strahlende Lampe über dem Tisch vertrieb die unwirklichen Schat-

ten, die aus der seltsamen Erzählung erwachsen waren. Ich mußte einfach fragen, wo der „See der Berggeister“ lag. Vielleicht kam ich durch Zufall einmal in jene Gegend. „Aha, hat er es Ihnen angetan?“ Tschorossow lächelte, „Nun, besuchen Sie ihn, wenn Sie sich nicht fürchten. Notieren Sie!“

Eilig holte ich Notizbuch und Bleistift aus meiner Mappe, „Der Ort liegt im Katungebirge, an seinem östlichen Ende. Etwa vierzig Kilometer den Argutfluß von der Mündung an stromaufwärts fließt ihm rechts das Flößchen Juneur zu. Diese Stelle ist dadurch kenntlich, daß der Argut hier einen Bogen macht und der Juneur in eine weite Wasserfläche mündet. Von dort aus gehen Sie auf dem linken Ufer den Argut aufwärts – sagen wir mal, etwa sechs Kilometer – , und hier, rechter Hand, zeigt sich eine kleine Quelle oder meinetwegen ein Bächlein. Es ist zwar klein, aber das Tal dort ist sehr breit, und es schneidet tief ins Katungebirge ein. Dieses Tal müssen Sie entlang. Die Gegend ist trocken und mit großen, weitausladenden Lärchen bewachsen. Wenn Sie schon ziemlich hoch sind, kommen Sie an eine steile Stelle, ein kleiner Wasserfall stürzt herab, und das Tal biegt nach rechts ab. Die Talsohle ist flach und breit. Hintereinander liegen da fünf Seen, einen halben bis einen Kilometer voneinander entfernt. Der letzte, fünfte See, hinter dem es nicht weitergeht, ist der ‚See der Berggeister‘.

Das ist alles! Nur passen Sie auf, daß Sie sich in den Schluchten nicht verirren; denn da sind eine Menge Täler und Seen. Doch da fällt mir etwas ein, dort gibt’s ein gutes Merkmal! An der Mündung des Bächleins, zu dem Sie vom Argut aus einbiegen, ist ein kleiner Sumpf. An seinem linken Rand stand eine riesige trockene Lärche

mit doppeltem Wipfel, die wie eine Teufelsgabel aussah. Wenn sie noch dort steht, erkennen Sie daran die Stelle!“ Ich notierte mir diese Hinweise, ohne zu ahnen, welche Bedeutung sie später, für mich haben sollten. Am folgenden Morgen sah ich mir Tschorossows Arbeiten an, aber keine einzige war mit dem „See der Berggeister“ zu vergleichen. Ich kaufte zwei Skizzen vom Hochgebirge, und der Künstler schenkte mir noch eine kleine Federzeichnung. Zum Abschied sagte er:

„Ich sehe, wie Sie immer wieder den ‚See der Berggeister‘ betrachten, aber dies Bild kann ich Ihnen nicht geben. Ich werde Ihnen eine Skizze schenken, die ich am See gemacht habe, nur“ – er schwieg einen Augenblick – „erst später, wenn ich tot bin; jetzt fällt es mir schwer, mich davon zu trennen. Aber nehmen Sie sich das nicht zu Herzen, es wird bald soweit sein. Man wird sie Ihnen schicken, bestimmt!“ schloß der Künstler mit seiner verblüffenden Leidenschaftslosigkeit.

Ich wünschte Tschorossow ein langes Leben und mir ein baldiges Wiedersehen mit ihm. Dann bestieg ich mein Pferd und sah den Künstler zum letzten Mal – aber das wußte ich damals noch nicht.

Ich kam nicht so bald wieder ins Altaigebirge. Vier Jahre vergingen in angespannter Arbeit, und im fünften warf mich ein schwerer Rheumatismus, die Berufskrankheit der Taiga-Forscher, für ein halbes Jahr aufs Krankenlager, und danach hatte ich an einer Herzschwäche zu leiden. Der zwangsweisen Untätigkeit und Langeweile müde, floh ich aus dem Kurort im Süden nach dem wolkenverhangenen, geliebten Leningrad. Auf Vorschlag der Hauptverwaltung beschäftigte ich mich mit dem Quecksilbervorkommen von Sefidkan in Mittelasien.

An einem Frühlingsabend, als ich zu Haus über dem Mikroskop saß, wurde mir ein Päckchen gebracht, das mich mehr betrübte als erfreute. In einem flachen Kästchen aus glattem Zirbelholz lag eine Skizze von dem „See der Berggeister“ als Zeichen dafür, daß der Künstler Tschorossow sein arbeitsreiches Leben beschlossen hatte. Die ferne, unzugängliche Schönheit des Sees erfüllte mich von neuem mit Unruhe und Trauer. Um diese Gefühle durch Arbeit zu überwinden, legte ich einen neuen Schliff erzhaltigen Gesteins aus Sefidkan unter das Mikroskop und vertiefte mich in die Untersuchung der allmählichen Kristallisierung des Quecksilbererzes. Der Schliff, ein poliertes Gesteinsplättchen, stellte fast reinen Zinnober dar, und die Untersuchung ging nicht recht vonstatten. Die feinen Farbtöne, die der Schliff reflektierte, wurden vom elektrischen Licht verschluckt. Ich schaltete die Tageslichtlampe ein, die der engen Welt des Mikroskops das Sonnenlicht ersetzt. Noch immer lag der „See der Berggeister“ in Gedanken vor mir, und anfangs wunderte ich mich nicht einmal, als im Mikroskop die blutroten Lichtreflexe auf stahlblauem Grund auftauchten, die mich seinerzeit auf dem Bild des Malers so gefesselt hatten. Einen Augenblick später wurde mir bewußt, daß ich nicht das Gemälde vor mir hatte, sondern die inneren Lichtreflexe des Quecksilbererzes beobachtete. Ich drehte das Tischchen mit dem Mikroskop, und der blutrote Schimmer begann zu blinken – er erlosch oder ging in einen tieferen, bräunlichroten Ton über, während der größere Teil der Oberfläche des Minerals immer noch wie kalter Stahl schillerte. Von einer noch nicht ganz bewußt gewordenen Vermutung getrieben, richtete ich das Lampenlicht auf die Studie zum „See der Berggei-

ster“ und erblickte in den Felsspalten am Fuß des Kegelberges Farbschattierungen, die genau den soeben unter dem Mikroskop beobachteten Lichtreflexen glichen. Eilig ergriff ich die Farbtafeln, und da ergab sich, daß die Farben mit den Formeln... Aber wozu hier Formeln anführen! Es ergab sich eben, daß die Farben Tschorossows auf seinem Bild genau den Farbtönen des Zinnobers entsprachen, unter den verschiedenen Lichtbedingungen, in der Wissenschaft Interferenz genannt. Das Geheimnis des „Sees der Berggeister“ wurde mir plötzlich klar. Ich begriff bloß nicht, warum mir diese Vermutung nicht schon längst im Altaigebirge gekommen war.

Ich telefonierte nach einem Taxi und fuhr bald darauf vor dem chemischen Laboratorium vor, dessen große Fenster hell erleuchtet waren. Ich traf meinen Bekannten, einen Chemiker und Metallurgen, noch an.

„Ah, der sibirische Bär!“ begrüßte er mich. „Was führt Sie her? Wieder eine eilige Analyse?“

„Nein, Dmitri Michailowitsch, ich möchte eine Auskunft von Ihnen. Was wissen Sie vom Quecksilber?“

„Oh, Quecksilber ist ein so eigentümliches Metall, daß man darüber ein dickes Buch schreiben könnte. Was brauchen Sie denn? Können Sie es nicht genauer sagen?“

„Also bitte: Quecksilber siedet bei dreihundertsiebzig Grad, aber bei wieviel verdampft es?“

„Immer, mein bester Ingenieur, außer bei starkem Frost!“

„Das heißt also, es ist ein flüchtiger Stoff?“

„Ja, ungewöhnlich flüchtig im Verhältnis zu seinem spezifischen Gewicht.“

„Noch eine Frage: Leuchten Quecksilberdämpfe oder nicht und in welcher Farbe?“

„Sie leuchten selbst nicht, aber zuweilen, wenn die Luft stark von Quecksilberdämpfen gesättigt ist und das Licht hindurchscheint, bilden sich dunkelblau-grünliche Farbtöne. Bei elektrischen Entladungen in verdünnter Luft leuchten sie dagegen grünlichweiß.“

„Alles klar! Vielen Dank!“

Fünf Minuten später klingelte ich an der Tür meines Arztes. Beunruhigt kam der gute Alte selbst in den Flur, als er meine Stimme erkannte. „Was gibt's? Macht das Herz nicht mit?“

„Nein, alles in bester Ordnung. Ich komme nur auf einen Sprung. Sagen Sie, welches sind die Hauptsymptome einer Vergiftung durch Quecksilberdämpfe?“

„Hm, durch Quecksilber entstehen im allgemeinen Speichelfluß, Erbrechen. Warten Sie, ich sehe da gleich mal nach. Treten Sie bitte näher.“

„Nein, danke, ich habe keine Zeit. Sehen Sie doch bitte schnell mal nach, lieber Pawel Nikolajewitsch!“ Der alte Mann ging in sein Arbeitszimmer und kehrte wenig später mit einem aufgeschlagenen Buch in den Händen zurück.

„Hier, Quecksilberdämpfe: Senkung des Blutdrucks, heftige seelische Erregung, beschleunigte, unregelmäßige Atmung und schließlich Tod durch Herzlähmung.“

„Das ist ja großartig!“ platzte ich heraus. „Was ist großartig, solch ein Tod?“

Ich lachte nur, vergnügt wie ein Lausbub über die Verblüffung des Doktors, und lief die Treppe hinunter. Jetzt wußte ich, daß mein Gedankengang unbedingt richtig war. Zu Hause angekommen, rief ich sofort den Chef meiner Hauptverwaltung an und teilte ihm mit, daß ich im Interesse unserer Arbeit unverzüglich in den Altai

reisen müßte. Ich bat, mir Krassulin mitzugeben, einen jungen Diplomingenieur, dessen kräftige Konstitution und kluger Kopf mir bei meinem immer noch kränklichen Zustand sehr zustatten kommen würden.

Mitte Mai konnte man den Aufstieg zum See schon wagen. Um diese Zeit machte ich mich von der Siedlung Inja im Tschuiskergebirge aus auf den Weg, zusammen mit Krassulin und zwei erfahrenen Taigaarbeitern. Ich erinnerte mich aller Worte des verstorbenen Künstlers über den bevorstehenden Weg, und in meiner Seitentasche steckte das alte, zerfetzte Notizbuch mit der von Tschorossow angegebenen Marschrouten.

Meine kleine Abteilung schlug abends neben einem ausgetrockneten Fließchen am Ausgang des Tals das Zelt auf. Angesichts der verdorrten gabelähnlichen Lärche überkam mich große Unruhe. Morgen fiel die Entscheidung! Würde sich meine Vermutung bestätigen, oder hatte ich mir noch etwas Unglaublicheres ausgedacht als die Orioten mit ihren Berggeistern?

Auch Krassulin war aufgeregt, als er sich neben mich auf den Erdhügel setzte, von dem aus ich die alte Lärche betrachtete.

„Wladimir Jewgenjewitsch“, begann er leise, „wissen Sie noch? Sie versprochen, von dem Ziel unserer Reise zu erzählen, sobald wir in den Bergen angelangt wären.“

„Ich hoffe morgen ein großes Vorkommen – ja vielleicht sogar reines Quecksilber zu entdecken“, antwortete ich ihm bereitwillig. „Morgen werden wir sehen, ob ich mit meinen Vermutungen recht habe oder nicht. Sie wissen, daß Quecksilber gewöhnlich nur in geringer Konzentration gefunden wird. Bisher ist in der ganzen Welt nur ein einziges großes Vorkommen mit reichem Queck-

silbergehalt bekannt, das ist...“

„Almadena in Spanien“, fiel Krassulin ein. „Ja, schon seit vielen Jahrhunderten versorgt Almadena die halbe Welt mit Quecksilber. Einmal hat man dort einen winzigen See aus reinem Quecksilber gefunden. Also, ich bin überzeugt, am ‚See der Berggeister‘ etwas Ähnliches zu entdecken. Daß hier ganze Felsen durch und durch aus Zinnober bestehen, davon bin ich überzeugt. Wenn nur...“

„Aber Wladimir Jewgenjewitsch! Wenn wir ein solches Vorkommen entdecken, so bedeutet das eine Umwälzung in der ganzen Quecksilberwirtschaft!“

„Natürlich, mein Lieber! Quecksilber ist sehr wichtig für die Elektrotechnik und die Medizin. Aber jetzt schlafen, schlafen! Morgen wollen wir vor Tagesanbruch aufstehen. Es scheint, wir werden trübes Wetter haben, und das brauchen wir auch.“

„Warum kommt es so sehr auf trübes Wetter an?“ fragte Krassulin.

„Weil ich nicht euch und mich selbst vergiften will. Mit Quecksilberdämpfen ist nicht zu spaßen! Das beweist schon der Umstand, daß dieses Vorkommen Hunderte von Jahren unentdeckt blieb, eben wegen der tödlichen Eigenschaft der Quecksilberdämpfe. Morgen werden wir uns mit den Geistern des Sees messen, und dann wird sich zeigen, wer...“

Rosafarbene Nebelwölkchen umgaben die Berge. Im Tal war es dunkel geworden, nur die spitzen Gipfel der Schneeberge leuchteten noch lange in den für uns nicht mehr sichtbaren Sonnenstrahlen, dann erloschen auch sie. Ein aschgrauer Schleier verbarg die Berge. Ich saß immer noch rauchend am Lagerfeuer, bis ich endlich meine Un-

ruhe bezwang und mich schlafen legte.

An alle Ereignisse des folgenden Tages habe ich sonderbarerweise nur unvollständige Erinnerungen. Deutlich prägte sich meinem Gedächtnis die ausgedehnte, ganz flache Talsohle zwischen dem dritten und vierten See ein. In der Mitte des Tals lag wie ein grüner Teppich ein ebener mit Moos bedeckter Sumpf ohne ein einziges Bäumchen. An seinen Rändern aber erhoben sich hohe Zirbelkiefern. An der einen Seite der Zweige beraubt, streckten diese Bäume mächtige Äste nach dem „See der Berggeister“ aus. Niedrige dunkle Wolken jagten über den Zirbelkiefern dahin, als eilten sie dem geheimnisvollen See zu. Der vierte See war klein und rund. Aus dem bläulich-grauen, gekräuselten Wasser ragten spitze Steine. Dann gerieten wir in dichtes Zirbelknieholz, und nach weiteren zehn Minuten standen wir am Ufer des „Sees der Berggeister“. Aschgraue Trauerfarbe lag auf dem Wasser und auf den Schneehängen der Gebirgskette. Trotzdem erkannte ich sofort den „Tempel der Berggeister“, der meine Phantasie einige Jahre zuvor so stark beschäftigt hatte. Bis zu den stählern schillernden Felsen am Fuß des Kegelberges zu gelangen war nicht leicht. Aber alle Mühsal vergaßen wir augenblicklich, als der Geologenhammer mit hellem Klingen das erste schwere Stück Zinnober von der Felswand schlug. Etwas weiter von uns entfernt, senkten sich die Felsen in abschüssigen Stufen zu einer kleinen Mulde, über der leichte Wölkchen aufstiegen. Die Mulde war angefüllt mit trübem, heißem Wasser, ringsum sprangen aus tiefen Spalten heiße Quellen und hüllten ihren Rand in Nebel.

Ich gab Krassulin den Auftrag, eine ungefähre Skizze des erzhaltigen Abschnitts anzufertigen, und drang dann

mit einem Arbeiter durch den Nebelschleier zum Fuß des Berges vor.

„Was ist dort?“ fragte mich plötzlich der Mann. Ich blickte in die angegebene Richtung. Halb verborgen hinter Steinen schimmerte in mattem, unheilverkündendem Glanz ein kleiner Quecksilbersee – mein Wirklichkeit gewordenen Phantasiegebilde. Die Oberfläche des kleinen Sees war gewölbt. In unbeschreiblicher Erregung beugte ich mich über seine elastische Oberfläche und dachte – die Hand tief in die fortgleitende, nicht zu ergreifende Flüssigkeit tauchend – an einige tausend Tonnen flüssigen Metalls, mein Geschenk an die Heimat.

Krassulin, der auf meinen Ruf herbeikam, war stumm vor Freude. Doch mußte ich die Begeisterung zügeln und meine Begleiter zur Eile antreiben. Schon wurde der Kopf schwer, und der Mund brannte – das waren die gefährlichen Anzeichen einer beginnenden Vergiftung.

Ich fotografierte die wichtigsten Stellen. Ein Arbeiter füllte eine Flasche mit Quecksilber. Krassulin und der andere Arbeiter nahmen eilig Vermessungen an dem erzhaltigen Gestein und dem See vor. Alles wickelte sich mit Blitzesschnelle ab, trotzdem gingen wir auf dem Rückweg langsam und schleppend und mußten gegen die aufsteigende Bedrückung und Angst ankämpfen. Während wir mühselig um den See zogen, teilten sich die Wolken, und vor unseren Augen enthüllte sich der funkelnde, kantige Gipfel. Schräge Sonnenstrahlen brachen durch das Tor der fernen Schlucht. Das „Tal der Berggeister“ war in blendend helles Licht getaucht. Ich wandte mich um und sah an der Stelle, die wir erst vor wenigen Augenblicken verlassen hatten, nebelhafte, dunkelblaugrüne Säulen aufsteigen: die sagenhaften Berggeister der

Oiroten. Sie glichen drohenden menschlichen Gestalten. Wollten sie uns überwältigen und mit ihrem giftigen Atem töten?

Nur wenige Augenblicke starrten wir entsetzt und gebannt auf diese gespenstische Erscheinung – dann rissen wir uns los und flohen aus dem Tal. Mit letzter Kraft erreichten wir unsere Pferde.

Noch am selben Tag stiegen wir zum dritten See hinab. In der beginnenden Dämmerung reckten sich uns drohend die Zweige der Zirbelkiefern entgegen, als wollten sie uns aufhalten. In der Nacht fühlten wir uns nicht ganz wohl, aber im allgemeinen lief alles gut ab.

Ich brauche nicht mehr viel hinzuzufügen. Der Zauberssee liefert heute der Sowjetunion eine solche Menge Quecksilber, daß alle Anforderungen unserer vielseitigen Industrie befriedigt werden, und die Berggeister können heute den Menschen nicht mehr schaden.

Ich aber bewahre für mein ganzes Leben die dankbare Erinnerung an die hohe Kunst des Malers Tschorossow, des furchtlosen Suchers nach der Seele der Berge.

